Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 204. Bromberg, den 8. Oktober 1927.

Die Fahrt der Springflower.

Roman von **Edmund Sabott.**

Amerikanischer Urheberrechtsschutz
Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin.

(16. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Der Haushofmeister empfing sie mit einer Miene, worin die Wichtigkeit dessen, was er mitzuteilen hatte, deutlich zu lesen stand. Er hatte sogar einiges von seiner marmornen Starrheit eingebüßt und verlor, während er erzählte, auch recht bedenklich seine großfürstliche Würde.

Was man von ihm über den angeblichen Sendboten der „Springflower" erfuhr, machte anfänglich sowohl Dolan als auch Frank mißtrauisch. Sie fürchteten einen Bluff, einen frechen Betrug, vielleicht handelte es sich gar nur um einen jener zahllosen Vorschläge, die noch immer gemacht wurden, um dem Verschwinden des Schiffes auf die Spur zu kommen.

Der geheimnisvolle Mann, der am vergangenen Tage im Hause vorgesprochen hatte, war von unscheinbarem, höchst mittelmäßigem Aussehen gewesen. Nichts in seiner Haltung, in seinem Auftreten oder in seiner Kleidung, nichts in seiner Sprache verriet den Hochstapler oder Verbrecher. Er hatte kurz und herrisch gesprochen, nicht gerade drohend, und er schien ein Mann zu sein, dem der Sinn für Humor nicht abging. Wie einer, der sich einen Scherz leistet, hatte er allerdings nicht ausgesehen. Das betonte der Haushofmeister ausdrücklich.

Man wartete ab. Dolan war in größter Unruhe und versuchte, das vor Franks mitleidigen Blicken zu verbergen. Er plauderte schneller und hastiger, als es sonst seine Art war, vermied ängstlich, von der „Springflower" und seinen erwachten Hoffnungen zu sprechen.

Beide rechneten auf die Tüchtigkeit des Detektivs, der dem Fremden auf der Spur war. Von ihm, einem nach Cadwalladers Ansicht sehr brauchbaren und geschickten Mann, hofften sie Aufklärungen zu bekommen über die Persönlichkeit des Fremden.

Sie bekamen Aufklärungen, aber in anderer Weise, als sie erwartet hatten. Es stellte sich nämlich heraus, daß der Fremde durchaus nicht so mittelmäßig war, wie ihn der Haushofmeister geschildert hatte. Cadwalladers Detektiv hatte ihn stundenlang beobachtet, hatte in einem Lunchroom am unteren Broadway, in gehöriger Entfernung von ihm sitzend, ihm zuliebe gespeist, war dann mit ihm gemeinsam auf einem Omnibus den Broadway hinuntergefahren, kurz, er hatte ihn erfolgreich, und — wie es schien — vollkommen unauffällig während des ganzen verflossenen Nachmittags durch einen guten Teil von Newyork wie ein getreuer Schatten begleitet. Keine leiseste Unruhe des Mannes oder sonst ein Anzeichen sprachen dafür, daß er die Verfolgung bemerkte. Er verstand, sich gut zu verstellen.

Der Detektiv gab seine Schlappe zu. Seine erfolgreiche Laufbahn in Cadwalladers Diensten konnte ruhig das Eingeständnis einer Niederlage ertragen.

Es war im Zentralpark, schon gegen Abend, wo der Fremde plötzlich im Schlendern innehielt und sich unvermittelt umwandte, so daß der Detektiv im ersten Augenblick glaubte, der andere habe etwas verloren, oder es sei ihm einer der Vorübergehenden aufgefallen. Der Detektiv ging ruhig weiter, um sich nicht verdächtig zu machen und schritt auf den andern zu. Da legte der zwei Finger an seine Flauschmütze und fragte grinsend: „Was zahlt Ihnen Dolan die Woche?"

Worauf der Detektiv zunächst verwirrt und verblüfft die Antwort schuldig geblieben war. Dann lachten sie beide und der Fremde — offenbar wirklich ein gutmütiger Kerl — hatte seinen hartnäckigen Verfolger zu einem Abendimbiß eingeladen. Sie speisten ausgiebig, und der Gastgeber benutzte die Gelegenheit, eingehend seine Ansicht darüber zu äußern, wie lächerlich sich der Detektiv gemacht habe, indem er ihm stundenlang und straßenweit nachgestiegen sei. Sein Spott war gutmütig und erfüllt von Selbstbewußtsein. Der Detektiv schätzte seine neue Bekanntschaft aufrichtig. Über Herkunft, Namen und Absichten seines neuen Freundes hatte er nichts erfahren. Nach beendigtem Abendessen war er dann sofort aufgebrochen, um Dolan Bericht zu erstatten.

Das war alles. Man hatte es also mit einem gewitzten und wahrscheinlich sehr ernst zu nehmenden Burschen zu tun, der sich nicht so leicht übertölpeln ließ. Der Detektiv bestätigte das und riet zur größten Vorsicht. Strengstes Stillschweigen wurde ihm anempfohlen, dann entließ man ihn.

Dolan und Frank verbrachten eine unruhige Nacht. Beide waren erregter und gespannter, als sie voreinander eingestehen wollten, und obwohl sie sich beide versicherten, daß sie über das Auftauchen des Unterhändlers herzlich froh seien, waren beide doch weit davon entfernt, sich in solcher zuversichtlichen Stimmung zu befinden. Die Angelegenheit würde morgen ihre Wendung zum Guten oder Schlechten nehmen. Der Anfang, das Mißgeschick des Detektivs, waren nicht gerade vielversprechend. Der andere Tag steigerte noch die qualvolle Spannung der beiden. Dolan sagte sogar die verabredete Besprechung mit Conolly ab, denn er wollte im Hause bleiben, um das Eintreffen des Fremden nicht zu versäumen. Der hatte sich zwar erst für fünf Uhr nachmittags angesagt, aber Dolan fürchtete, daß ihm doch irgend etwas entgehen könnte, wenn er abwesend war.

Der Erwartete war pünktlich. Schlag fünf Uhr meldete der Haushofmeister in höchst eigener Person und mit einer Stimme, die vor Erregung etwas brüchig war, den Sendboten der „Springflower" an.

Dolan saß, mit seinem jungen Freunde in ein mühselig aufrechterhaltenes Gespräch vertieft, am Kamin des großen Bibliotheksaales. Er erblaßte, und seine Miene wurde für einen Augenblick hilflos, als er die Meldung seines Haushofmeisters vernahm. Er stand auf, und auch Frank erhob sich. Dolan bat mit einer stummen Handbewegung den Fremden zu sich.

Der erschien. Er trat einen Schritt über die Schwelle des Zimmers und blieb dann stehen. Dolan und Frank standen ihm gegenüber in der Mitte des hohen und weiten Raumes. Sie sahen eine ganze Zeitlang stumm und mit etwas furchtsamer Spannung den Mann an, der Gwennies Schicksal in seinen Händen hielt.

Der Fremde war ein ziemlich kleiner, aber ungewöhnlich breitschultriger Mensch von unbestimmbarem Alter. Er trug einen grauen, weiten Ulster, der ihm beinahe bis an die Knöchel reichte. Als er schließlich ein paar Schritte näher trat, nahm er seine breitschirmige Mütze ab und entblößte einen kantigen, vollkommen kahl rasierten Schädel. Sein mißtrauischer Blick blieb auf Frank haften.

„Wer ist das?" fragte er Dolan und wies mit einer Kopfbewegung auf Frank. „Ich habe Sie zu sprechen verlangt; keinen andern!"

Der Humor schien also doch nicht gerade seine stärkste Seite zu sein.

Dolan bewahrte bei dieser Frage nicht gerade eine vorbildliche tapfere Haltung. Er rieb sich seine Hände mit einer gewissen Verlegenheit ineinander und bat gleichsam um Entschuldigung, als er antwortete: „Dieser Herr ist Frank Hull —"

Er wollte noch etwas hinzufügen, aber er wurde unterbrochen.

Der Fremde kam auf Frank zu.

„Ah, Sie sind Frank Hull? Hm!" Ein Grinsen glitt über sein Gesicht. „Beglückwünsche Sie! Glück haben Sie, Herr Hull — Donnerwetter!"

„Wozu beglückwünschen Sie mich?"

„Wozu? Sie sind es doch, der von Gwennie Dolan die zärtlichen Telegramme von der „Springflower" herübergefunkt bekommen hat, he?"

Nun gab es keinen Zweifel mehr: dieser Mann war wirklich von den Machthabern an Bord der „Springflower" als Unterhändler hergeschickt worden.

In die dargebotene Hand schlug Frank freilich nicht ein. Röte stieg ihm ins Gesicht, daß dieser Galgenvogel Gwennies Namen aussprach und sich rühmte, von ihren „zärtlichen" Telegrammen zu wissen.

Dolan unterbrach das Schweigen und fragte, indem er seiner Stimme einen drohend überlegenen Klang zu geben versuchte: „Wer sind Sie und was wollen Sie?"

Der Fremde verschränkte seine Hände auf dem Rücken und machte ein Gesicht, als könnte er sich nur mühsam eines spöttischen Lachens erwehren.

„Wer ich bin? Nun gut, ich muß mir wohl schließlich auch einen Namen geben. Nennen Sie mich, wie Sie wollen! Ich lege keinen Wert auf eine besondere Kennmarke. Nennen Sie mich also meinetwegen Pettigrew, wenn es Ihnen recht ist. Aber Sie können auch ruhig einen anderen Namen wählen. Es kommt nicht darauf an. Pettigrew gilt genau so viel und so wenig wie ein anderer." Er lachte dazu gutgelaunt, machte eine Pause und fuhr in nachsichtig gemütlichem Tone fort: „Was Ihre zweite Frage anlangt, Herr Dolan, so lassen Sie sich sagen, daß ich von Ihnen weniger will als Sie von mir. — Doch das ist eine Angelegenheit, die ich nicht allein mit Ihnen erörtern kann, denn Sie sind ja nicht der einzige Leidtragende, und ich will gleich mit einem Mal reinen Tisch machen. Bevor wir weiter darüber sprechen, sage ich nochmals, daß ich keinen Wert darauf lege, Herrn Hull, dessen Bekanntschaft mich im übrigen ja sehr ehrt, zum Zeugen unseres Gesprächs zu machen. — Sie dürfen gehen, Herr Hull!"

„Sie bleiben!" rief Dolan entrüstet.

„Dann gehe **ich**!" sagte Pettigrew gelassen und wandte sich tatsächlich um zur Tür.

Dolan lenkte ängstlich und schnell ein: „Sie wissen, Herr — Pettigrew, daß Herrn Hull das Schicksal meiner Tochter genau so am Herzen liegt wie mir selbst. Ich erkläre ein für alle Mal, daß ich kein Wort mit Ihnen spreche, wenn Herr Hull nicht zugegen ist."

Das klang unabänderlich. Pettigrew zauderte. Er warf einen kurzen mißtrauischen Blick auf Frank, dann sagte er kurz: „Gut! Setzen wir uns!"

Er schritt ohne weiteres auf den Kamin zu, vor dem die Ledersessel standen. Er nahm sogar als erster Platz, und die beiden andern folgten überrumpelt seinem Beispiel.

Pettigrew hatte seinen Mantel nicht abgelegt, er saß breitbeinig da, hielt seine weiche Mütze straff gespannt zwischen beiden Händen vor der Brust, den Kopf hatte er zurückgezogen in den Nacken, das breite, auffallend stark vorspringende Kinn etwas vorgestreckt. Pettigrew hatte ein Raubvogelgesicht mit einer kleinen knochigen, etwas nach unten gebogenen Nase. Sein schwunglos geformter Mund war breit und von auffallender Beweglichkeit, seine Lippen grau. Er hatte die Gewohnheit, die Oberlippe zwischen die Zähne zu ziehen, wenn er in Pausen des Gespräches nachdenklich schwieg. Dann bekamen seine Züge etwas Lauerndes, Gefährliches und Tückisches. Seine Wangenhaut und die Stirn waren von vielen flächigen Narben zerrissen und entstellt. Sein Gesicht wirkte dadurch wie eine häßliche Maske.

Die drei Männer sahen sich gegenseitig vorsichtig prüfend und abschätzend an.

„Wir erwarten Aufklärung von Ihnen!" sagte Dolan schließlich, und Frank bemerkte, daß der alte Herr seine Hände mit krampfhafter Anspannung um die Armlehnen des Sessels gepreßt hielt, wohl um nicht zu verraten, wie sehr seine Hände bebten.

Pettigrew sah mit gesenktem Kopf den Frager von unten her an: „Bevor wir weitersprechen, eine Warnung, Herr Dolan. Sie haben mir einen Detektiv auf den Hals geschickt. Ich habe den dummen Kerl abgeschüttelt; aber wiederholen Sie so gefährliche Torheiten nicht! Ich will nicht hoffen, daß Sie hier im Hause Detektive haben, daß hier in einem Schrank oder hinter der Wand ein Lauscher steht mit einem Schießeisen — erstens kann ich selber auch schießen, und zweitens würde dergleichen für Sie schlimme Folgen haben. Was Sie gegen mich tun, tun Sie hundertmal schlimmer gegen sich selbst! Verstanden?"

Frank biß die Zähne aufeinander und starrte vor sich nieder. Maßlose Empörung war in ihm, und es kostete ihn Anstrengung, ruhig sitzen zu bleiben und Dolan gewähren zu lassen.

Der zerstreute mit einer raschen Handbewegung Pettigrews Verdacht und erwiderte: „Es ist weder ein Detektiv im Hause, noch hier im Zimmer ein Lauscher. Wir sind allein."

„Um so besser."

„Was haben Sie uns mitzuteilen?"

„Ich wiederhole, daß ich Ihnen allein nichts mitzuteilen habe. Ich wende mich an Sie, um Sie aufzufordern, an die Eltern aller Damen, die sich an Bord der „Springflower" befinden, eine Einladung ergehen zu lassen. Ich habe mit ihnen zu sprechen, und erst dann werde ich Ihnen Aufklärung geben. Vorher nicht. Wann kann diese Versammlung stattfinden?"

Dolan konnte nicht sogleich eine Antwort geben, und Pettigrew zerknitterte ungeduldig seine Mütze.

„Sie wollen Geld von uns erpressen!" rief Dolan empört.

Pettigrew gab keine Antwort. Er rührte sich nicht einmal, in seinem Gesicht bewegte sich keine Muskel.

Dolan schlug in heißer Empörung klatschend auf die Sessellehnen.

„Wissen Sie, daß ich den ersten besten Konstabler von der Straße heraufrufen kann, um Sie verhaften zu lassen?"

Pettigrew rührte sich noch immer nicht. Frank wollte vermittelnd eingreifen, aber Dolan fuhr in seiner Erregung noch hitziger fort: „Man wird Mittel haben, Sie zu zwingen, über den Aufenthalt der „Springflower" Angaben zu machen! Sie werden gestehen müssen, was sich an Bord ereignet hat. Ich verlange — — —"

Dolan schwieg plötzlich: ein Blick aus Pettigrews Augen hatte ihn getroffen, ein Blick voll kältester entschlossenster Drohung, und Dolan schwieg augenblicklich.

Pettigrew schob mit langsamer Bewegung seine Mütze hinter seinen Rücken, seine Hände waren nun frei. Es waren große, breite, muskelbepackte Hände. Sie ballten sich, und Pettigrew sagte, indem seine Stimme sich noch mehr dämpfte, aber sich gleichzeitig verschärfte: „Sie sind ein Narr! Wissen Sie, was geschieht, wenn ich heute abend verhindert bin, meinen Freunden mitzuteilen, daß Sie tun, was ich von Ihnen verlange? Wissen Sie das, he?"

Keiner antwortete.

Pettigrew schob sein Kinn aus dem Wollschal, den er um den Hals trug, noch etwas weiter vor und sagte roh und scharf: „Man wird Ihnen die Köpfe Ihrer Töchter in Spiritus zuschicken!"

Frank zuckte zusammen. Er erschrak nicht über die Drohung, sondern über die freche Tücke, über die maßlose Roheit, mit der sie ausgesprochen worden war.

Dolans Hände flatterten. Er atmete schnell und kurz. Er hob eine Hand, um sich damit übers Gesicht zu streichen, aber er führte diese Bewegung nicht aus, sein Arm glitt schlaff zurück, und ein flehender Blick streifte Pettigrew.

Der räusperte sich, und es schien, als bedaure er, daß er sich zu solchen Worten hatte hinreißen lassen. Seine Augen waren halb geschlossen, er sog an seiner Oberlippe, und argwöhnisch musterte er Frank Hull, als erwarte er von dem einen Angriff. Tatsächlich waren Franks Muskeln wie bei einer großen Anstrengung gespannt zum Zerreißen. Er wagte nicht, Pettigrew in das zernarbte Gesicht zu sehen, weil er fürchtete, daß dieser Anblick ihm alle Besinnung nehmen könnte, daß er aufspringen und Pettigrew erwürgen müßte.

„Ich weiß nicht", sagte Dolan nach einer Pause mit seltsam veränderter, brüchiger Stimme, „ob es mir gelingen wird, ein Zusammentreffen zwischen allen Beteiligten zustande zu bringen."

Pettigrew zuckte die Achseln. Er antwortete rauh: „Telegraphieren Sie den Leuten, was Sie wollen. Es geht mich nichts an. Ihre Sache ist das. Übermorgen um sieben Uhr bin ich hier, und ich erwarte, daß Sie getan haben, was ich verlange."

Er erhob sich, tat zwei Schritte in der Richtung auf die Tür, dann wandte er sich wieder um.

„Noch eins: Erfährt irgendwer — die Presse, die Polizei, oder wer auch sonst immer — von mir oder von der Zusammenkunft, so werde ich nicht kommen. Glauben Sie nicht, daß Sie mich übertölpeln können. Je vorsichtiger Sie sind, je sicherer ich mich also fühlen kann, um so sicherer sind Ihre Töchter. Merken Sie sich das!"

„Wer beweist mir, daß Sie tatsächlich Vorschläge machen können, wie die Damen wieder in Sicherheit zu bringen sind?"

Pettigrew schob seine Mütze über den kahlen Schädel und zuckte die Achseln.

„Ich überlasse es Ihnen, mir Glauben zu schenken oder nicht. — Übermorgen abend um sieben Uhr! Tun Sie, was Sie wollen!"

Er ging. Dolan war aufgesprungen, um ihn zurückzuhalten, um ihn zu fragen, aber Pettigrew ging zur Tür, ohne sich umzusehen, und verschwand.

Dolan und Frank sahen sich ratlos und verblüfft über diesen plötzlichen Weggang des Unterhändlers von der „Springflower" an.

(Fortsetzung folgt.)

Am Ende.

Historische Skizze von Th. Vogel.

In dem Zeltlager der alten Garde bei der Ziegelscheune von Meusdorf saß am Abend des 16. Oktober der Kaiser allein und einsam. Die Kerze schwelte und warf seltsames Flackerlicht über die finsteren und von Nachdenken, Sorge und Leidenschaften verzerrten Züge seines Gesichts.

Am Nachmittag hatte man ihm den Grafen Meerveldt zugeführt, der bei Wachau gefangen genommen worden war. Er hatte in dem General einen alten Bekannten begrüßt, mit dem er am 18. April 1797 den Waffenstillstand von Leoben und in der Nacht vom 17. auf den 18. Oktober des gleichen Jahres den Frieden zu Campo-Formio abgeschlossen hatte. Sie hatten von jenen vergangenen Zeiten gesprochen, der eine als Gefangener und doch nicht wie ein Gefangener, der andere als Sieger und doch nicht wie ein Sieger. Dann hatte er den Grafen sich selber überlassen und mit seinen Generalen und Marschällen, mit Ney, Bertrand, Macdonald, dem Fürsten Poniatowsky, in angestrengtester Beratung zusammen gesessen, bis es dunkle Nacht geworden und der Donner der Geschütze verklungen war.

Seltsam, der Graf Meerveldt! Jetzt erst fiel es ihm ein, daß es der gleiche Mann war, der ihm in der Nacht nach dem glänzendsten seiner Siege bei Austerlitz das mit Blei flüchtig hingekritzelte Schreiben seiner beiden besiegten Feinde, der Kaiser von Österreich und von Rußland, überbracht hatte, in dem sie ihn um Waffenstillstand baten. Das war ja — das war im Dezember des Jahres 1805 gewesen.

Finster und von dunklen Gedanken umsponnen, starrte Bonaparte in das schwelende Kerzenlicht. Der graue Mantel war ihm von der Schulter geglitten. Seine Hand fieberte unruhig über dem mit Karten und Plänen bedeckten Tisch hin und her.

Nacht war es damals gewesen wie heute, dunkle Nacht. Aber war jene erfüllt und belebt gewesen von Dämonen des Stolzes, des Ehrgeizes, des Ruhmes, so war diese unheimlich und erfüllt von fremden Gewalten der Hilflosigkeit, von immer wiederkehrenden Gedanken an das Ende.

Fröstelnd zog er seine Schultern zusammen und merkte jetzt erst, daß sein Mantel am Boden lag. Er beugte sich nieder, um ihn aufzuheben und sich wieder um die Schulter zu legen. Dann stand er jäh auf, trat an den Vorhang des Zeltes und rief den draußen harrenden Unteroffizier an.

Der Soldat trat herein und stand still, dem Kaiser fest ins Gesicht sehend. Den linken Arm trug er in einer Binde. Napoleon warf einen unruhigen Blick auf ihn.

„Regiment?" fragte er rauh.

„Lefèbre — Desnouttes, Sire!" entgegnete der Unteroffizier.

„Welche Schlachten?" forschte der Kaiser aufmerksamer werdend weiter.

„Lodi, Jaffa, Marengo, Jena, Wagram, Borodino Moskau, Großgörschen, Dresden . . ."

Napoleon neigte das Gesicht, daß es im Dunkeln blieb. Das, was jener alte Getreue da nannte, war sein Siegesweg, sein Aufstieg. Daß er just in dieser Stunde davon erzählen mußte — war es Zufall oder Wille des Schicksals? Jäh und finster schüttelte Bonaparte die Gedanken von sich.

„Wie oft verwundet?" fragte er weiter.

„Viermal, Sire!" gab der Soldat zur Antwort.

„Und dies?" — Napoleon deutete auf den Arm in der Binde. — „Zählt nicht, Sire!"

Wieder überkam es den Korsen, daß er sein Gesicht neigen mußte. — Zählt nicht! Zählte auch das Unheil, das sich jetzt rings um Leipzig um ihn zusammenzog, so wenig wie des Alten Verwundung? Sollte er sich nicht doch befreien können, wie mit einem Schlag seiner Pranken der Löwe das Netz zerreißt, das um ihn gelegt ist?

Er trat dicht an den Unteroffizier heran: „Bringen Sie mir den Grafen Meerveldt, Herr — Leutnant!"

Dann wandte er sich jäh, um dem Dank des Alten zu entgehen, und schritt, die Hände auf dem Rücken gelegt und die Augen vor sich auf den Boden gerichtet, auf und ab, bis der gefangene General in das Innere des Zeltes trat.

„Ah, Herr Graf!" sagte Napoleon und hielt ihm die Hand zum Gruß hin: „Ich habe mit Ihnen zu reden . . ."

„Ich stehe zur Verfügung, Sire!" entgegnete der General und verfolgte aufmerksam die Bewegungen des Kaisers.

„Was halten Sie von meiner Lage?" fragte der überraschend und plötzlich und faßte den Österreicher fest ins Auge. Aber Meerveldt war ein nicht ungeschickter Diplomat und wußte seine Miene zu beherrschen.

„Das wissen Ew. Majestät besser als ich!" gab er zurückhaltend und vorsichtig zur Antwort.

Bonaparte neigte den Kopf. Zu gut wußte er, wie es um ihn stand. Zu viel Blut hatte er in den letzten Wochen und Tagen verloren, eingekreist war er, beinahe ohne die Möglichkeit eines Rückzuges. Nichts konnten ihm die Sentiments jenes zum fünftenmal verwundeten und doch ungebeugten Getreuen helfen, den er ein paar Minuten zuvor in der Bedrängnis seines Herzens gefragt hatte.

Kurz entschlossen wandte er sich zu dem Grafen: „General, man wird Ihnen Ihren Degen wieder geben. Fahren Sie zu Ihren Souveränen und überbringen Sie meine Anträge um Waffenstillstand. Ich soll — ich weiß es — Opfer bringen. Sagen Sie, ich sei bereit dazu. Ich habe noch 200 000 Mann Linientruppen und eine stärkere Reiterei, als man glaubt. Aber ich will den Frieden. Man lasse mich hinter die Saale zurückgehen, so gebe ich die Weichsel, die Oder und die Elbe mit allen Festungen frei, selbst Wittenberg, wenn es sein muß. England mag Hannover zurückerhalten, die Flaggen von Hamburg und Lübeck sollen neutral sein. Holland und Italien sollen unabhängig bleiben. Mit Bayerns Austritt hört meine Oberhoheit über den Rheinbund von selbst auf . . ."

Rasch und ohne sich zu besinnen, hatte der Kaiser gesprochen. Nun streckte er dem Grafen die Hand hin:

„Leben Sie wohl, General! — Wenn Sie mit den beiden Kaisern über den Waffenstillstand für mich reden, so zweifle ich nicht, daß die Stimme, die ihr Ohr trifft, die überzeugendste sein wird, schon durch Ihre Erinnerungen!"

Bonaparte schien keine Antwort zu wünschen. Undurchdringlich blieb sein Gesicht. Meerveldt verneigte sich.

„Ich werde eilen, Sire!" sagte er.

Napoleon trat zu dem Vorhang des Zeltes, hob ihn und gab dem draußen harrenden Leutnant den Befehl, den General so schnell wie möglich zu den österreichischen Vorposten zu bringen.

Dann stand er allein in seinem Zelt, nicht Kaiser mehr, sondern ein von seinem Dämon verlassener Mensch. —

Die verbündeten Monarchen haben seinen Waffenstillstandsantrag nicht beantwortet.

Die Schachfigur.

Skizze von Karl Fr. Nimrod.

Kelling, der Oberinspektor von Scotland Yard, kam gegen Mitternacht abgespannt und, wie es schien, nachdenklich in den Klub. Man gruppierte sich um seinen Sessel: „Nichts Neues in der Sache Wilkins?"

Stewart Wilkins, Besitzer eines bedeutenden Vermögens und großer Güter in Schottland, langjähriges Mitglied des Klubs, war ermordet worden. Des Abends zwischen 8 und 10 Uhr, in seiner Junggesellenwohnung an der Trafalgarstraße. Der Diener hatte gegen 8 Uhr seinem Herrn den Smoking bereitgelegt und war dann gegangen. Um 10 Uhr kam er von seinem Ausgang zurück und fand seinen Herrn erschossen. Die Wohnung zeigte keinerlei Unordnung, an Wertsachen fehlte nichts. Die Polizei, so schien es, tappte völlig im Dunkeln.

„Neues? Mancherlei, aber doch nichts Ausreichendes." So begierig die Klubmitglieder auf Neuigkeiten in dieser tragischen Sache waren, so sehr zügelten sie aber auch ihre Fragelust. Man wußte, es gab für den Kriminalchef Kelling ein Amtsgeheimnis.

Kelling stützte den Kopf mit der Rechten. Ihm gegenüber saß Fred Wilkins, ein Vetter des Ermordeten. Er schien sehr nervös, und das volle schwarze Haar erhöhte sein bleiches Aussehen.

„Ich sehe, daß Ihnen der Tod Ihres Vetters sehr nahe geht, Wilkins", sagte Kelling, „und will mich darum besonders um die Aufklärung des Falles bemühen. Sie wissen" — er wandte sich an den ganzen Kreis — „Stewart Wilkins, unser Freund, hat, ohne ein Lebemann zu sein, doch keinen Abend in seiner Wohnung verbracht. Keinen!"

Kelling dämpfte seine Stimme: „Und Roberts, sein alter Diener, der ihn als kleinen Jungen schon kannte, schwört darauf, daß es nur zwei Dinge geben könne, die Stewart Wilkins abends hätten zu Hause halten können."

„Nämlich — —?"

„Krankheit — oder — —"

Irgend etwas, mit dem Fred Wilkins Rechte schon die ganze Zeit krampfhaft gespielt hatte, fiel zu Boden und rollte dem Oberinspektor Kelling vor die Füße.

Der unterbrach seine Rede, sah nach dem kleinen weißen Ding vor seiner Stiefelspitze und hob es langsam auf.

Es war eine Schachfigur aus Elfenbein. Ein Turm, in den zierliche Figuren graviert waren. Kelling betrachtete ihn zum Erstaunen der Umsitzenden von allen Seiten und stellte ihn dann auf die Messingplatte des Rauchtisches.

„Ein schönes Stück!" sagte er bedächtig. „Es gibt nur zwei Spiele dieser Art auf der Welt, das eine ist im Besitz des Radjahs von Bughalpur; das andere hat er Stewart Wilkins, mit dem er in Oxford zusammen war, zum Geschenk gemacht. Sie Fred Wilkins, scheinen ein drittes Spiel dieser wertvollen Art zu besitzen. Oder" — Kelling erhob sich und sprach ganz leise — „ist das der Turm, der im Schachspiel Ihres Vetters Stewart Wilkins fehlt?"

Die Umsitzenden ergriff lähmendes Entsetzen. Fred Wilkins aber, dem der kalte Schweiß im bleichen Antlitz stand, erhob sich mühsam und torkelte wie ein Betrunkener zur Tür hinaus.

„Eine Minute hat er Zeit!" sagte Oberinspektor Kelling messerscharf und sah nach der Uhr. Man konnte eine Stecknadel fallen hören.

Da tönten vom Korridor hastige Schritte. Mit entsetzten Mienen erschien einer der Diener in der Tür. Kelling winkte ihm zu schweigen und ging hinaus.

Er kam nach wenigen Minuten wieder und nickte den ihn Erwartenden zu. „Zyankali!" sagte er kurz und ließ sich in den Sessel fallen. „Ich brauche ihn nicht mehr zu verhaften."

Nach einer Weile des Schweigens sagte Kelling mit belegter Stimme: „Wir sind vorhin beim Erzählen stehen geblieben. Das andere, was Stewart Wilkins einen Abend zu Hause halten konnte, war eine Partie Schach mit einem hervorragenden Spieler, wie er selber war. Wir sehen nach: Brett und Figuren waren unordentlich aufgeräumt und nicht am gewohnten Platz. Ein weißer Turm fehlte und fand sich nicht, obwohl wir die ganze Wohnung absuchten. Wir hatten Fred Wilkins als berühmten Schachspieler nach diesen Feststellungen stark in Verdacht, zumal er bei einem etwaigen Tod seines Vetters, dessen nächster Verwandter er war, sein Erbe wurde. Er bezog bekanntlich nur eine Apanage. Der Verdacht war also da — und der Zufall, wenn Sie es so nennen wollen, der Zufall hat mir in Ihrer Gegenwart vor wenigen Minuten den Beweis geliefert. Ohne solche Zufälle" — Kelling lächelte leicht — „ist selbst Scotland Yard zuweilen ohnmächtig . . . Verzeihen Sie nur, daß ich unsere Klubräume zum Schauplatz einer solch unerquicklichen Angelegenheit machen mußte. Nun ist der Fall erledigt, und die Blätter werden nur berichten können, daß sich Fred Wilkins in nervöser Überreizung das Leben genommen hat."

Kelling ging mit höflichem Gruße. Die andern blieben noch eine kleine Weile in einsilbigem Gespräch, dann gingen sie in die Garderobe und ließen ihre Wagen vorfahren.

Wenig später lagen die Klubräume im Dunkel. Drunten am Seitenportal hielt ein schwarzbehangener Wagen, in den dunkelgekleidete Männer ein längliches, schwarzes Etwas schoben.

Walfischfang in der Antarktis.

Neu-Seeland ist nicht mehr der Mittelpunkt für den Walfischfang in den südlichen Teilen des Stillen Ozeans, weil die Wale infolge rücksichtsloser Verfolgung in den genannten Meeresteilen kaum noch anzutreffen sind. Sie haben sich in die weiter südlich gelegenen Gewässer der Antarktis zurückgezogen, sind aber auch dort so starker Verfolgung ausgesetzt, daß die Neu-Seeländer Presse Warnungen verbreitet, um die gänzliche Ausrottung der so nützlichen Tiere zu verhindern. Neu-Seeland ist an dieser Frage stark interessiert, da der General-Gouverneur des Dominiums zugleich Gouverneur der sogenannten „Roß-Dependency" ist, die sich bis zum Südpol erstreckt. An Abgaben und Gebühren wurden aus diesem Gebiet im Vorjahre rund 50 000 Mark eingenommen, während der gewonnene Walfischtran etwa 7 Millionen Liter ausmachte. Die englische Regierung hat bereits ein Schiff, die „Discovery", eigens zu dem Zwecke ausgesandt, die Zustände auf dem Gebiete des Walfischfanges zu untersuchen, insbesondere in den Breiten südlich von Süd-Georgia und bei den Falklandsinseln, wo dem Walfisch ebenfalls völlige Vernichtung droht. — Die britische Regierung erteilte vor fünf Jahren einer norwegischen Gesellschaft das ausschließliche Recht zum Walfischfang in der Roß-See. Die Norweger rüsteten nun im vergangenen Jahre eine Expedition aus, bestehend aus zehn schnellen Motorbooten, welche die Wale jagen und erlegen sollten, sowie zwei größeren Dampfern, die die Beute vorläufig bearbeiten, den Tran gewinnen und aufspeichern sollten. Von diesen Dampfern kehrte vor einigen Monaten der eine mit 22 734 Faß Tran zurück, zu deren Gewinnung 254 Walfische ihr Leben lassen mußten. Der von einem einzigen Tiere — allerdings einem Riesen von mehr als 40 Meter Länge — gewonnene Tran wurde auf über 20 000 Mark bewertet. Die Mühen und Entbehrungen einer derartigen Fangreise machen sich also gut bezahlt. Der zweite Dampfer hatte bei der Abfahrt des ersten bereits rund 40 000 Faß Tran an Bord. Beide Schiffe haben mindestens 500 bis 600 Walfische zur Strecke gebracht. Angesichts dieser Zahlen kann man annehmen, daß in den Gewässern von Süd-Georgia jährlich 2000 bis 3000 Walfische und in der Roß-See weitere 700 bis 1000 getötet werden, was natürlich zu einer schnellen Verminderung dieser Tiere führen muß. Man verweist dabei auf Neu-Seeland, wo es vor fünfzig Jahren noch von Seehunden, Robben und Walen wimmelte, während dort heute alle diese Tiere zu den größten Seltenheiten gehören. Um die gänzliche Vernichtung des Wals in antarktischen Gewässern zu verhindern, wird man zu einer internationalen Vereinbarung kommen müssen. Auf der nördlichen Halbkugel ist über den Robbenfang zwischen Groß-Britannien, den Vereinigten Staaten, Rußland und Japan bereits ein ähnliches Abkommen getroffen worden, das sehr befriedigende Wirkungen gezeitigt hat.

Bunte Chronik

* **Das Bergzebra.** Der Londoner Zoologische Garten hat kürzlich von der Zoologischen Gesellschaft in Newyork ein Bergzebra erworben und seinen Bestand an seltenen Tieren damit um ein wertvolles Stück bereichert. Es handelt sich um eine Tierart, die nur noch im äußersten Süden des Kaplandes vorkommt, unter dem Einfluß der Zivilisation jedoch immer mehr ausstirbt, so daß in der Freiheit geborene Tiere schon zu den größten Seltenheiten gehören. Von den anderen Zebraarten unterscheidet sich das Bergzebra durch seinen kleineren, aber kräftigeren Wuchs und durch einen Hautsack, der unter dem Halse hin und her pendelt. Die Streifen sind breiter als bei den meisten anderen Arten, zudem besitzt es nahe der Schwanzwurzel ein rostertiges Muster, das bei andern Mitgliedern der Familie fehlt. — Es lebt, wie schon der Name besagt, in gebirgigem Gelände und ist außerordentlich scheu. Es wäre wie sein in der Ebene lebender Verwandter, das Quagga, wohl längst dem Untergang geweiht gewesen, wenn es nicht durch die Unzugänglichkeit der von ihm bevorzugten Gegenden geschützt worden wäre. Das Bergzebra war das erste Zebra, das die frühesten Ansiedler der Kapkolonie entdeckten; es wurde von diesen in großen Mengen vernichtet.

*

* **Die Liebe — ein „Auswuchs des Kapitalismus".** Ein sowjetrussischer Gelehrter namens Zalkind unternimmt einen Feldzug gegen die Liebe. Er erklärt, sie sei nichts weiter als ein „giftiger Auswuchs des Kapitalismus". In der Natur komme etwas Derartiges überhaupt nicht vor; dort gebe es nur die Fortpflanzungstätigkeit, die bei Tieren und Pflanzen nur einen begrenzten Abschnitt ihres Lebens einnehme. Die kapitalistische Ideologie der sogenannten Liebe habe aber wie ein verderblicher Pilz das Denken und Handeln der Menschen überzogen und müsse zusammen mit dem Kapitalismus selbst ausgerottet werden.

Lustige Rundschau

* **Gipfel der Unterwürfigkeit.** Die Königin Anna von England fragte einen Höfling: „Wie spät ist es?" — „So spät Majestät befehlen", dienerte er.

*

* **Im Bade.** Lili betrachtet mit offenem Munde ihren Papa, der im Badeanzug aus der Kabine tritt. So hat sie ihn noch nie gesehen. — „Wenn Papa nichts anhat", sagt Lili, „sieht er aus wie ein Denkmal."

*

* **Dilemma.** Steinecke besucht alle Abende die Witwe Glotz und trinkt dort seinen Tee. „Warum heiratest du sie denn nicht?" fragt ein Freund. „Daran habe ich auch schon gedacht", erwidert Steinecke. „Aber wo soll ich dann meine Abende verbringen?"

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.